

Blau Adria.

Roman von Clara Rastka.

Erstes Kapitel.

Der Tag ging zur Neige. Ein schwerer, reifer Sonntag.

„Lissa, hörst Du unten die Zigeuner?“

Die Schwalben strichen in breiten, jäh wechselnden Linien über die köstliche alte Stadt Ragusa hin. Die lag da wie ein Juwel, gelb, rot und grün schimmernd, und die blauen, blauer Wogen der Adria brandeten um ihren Felsgrund. Der Wuchs im Rücken der Stadt empor und sah auf das leuchtende Meer und das weite, weite Meer, auf die Schwärme von Schwalben, auf die wogenden Palmen und all die inbrünstig blühende Pracht; der Abendwind trug eine garke Kühle vom Meere herüber.

„Lissa, hörst Du, wie die Zigeuner spielen?“

„Sind es Zigeuner? — Oh, es ist wunderbar, laß uns hier oben sitzen bleiben.“

„Hier oben im Zimmer! Mein Kind, wir werden zu den Zigeunern gehen, unter die Linden.“

„Aber hier oben sehen wir die ganze Stadt, das Meer, wir hören die Schwalben zwitschern; und die Musik und das Licht dringen wie etwas Unfassbares, Traumhaftes durch die dichten alten Linden zu uns herauf.“

Das Tageslicht wurde bleicher, blauer, kühler, Lampenlicht und Musik schloßen wärmer empor.

„Wir wollen hinunter gehen“, drängte die Stimme der alten Dame.

„Ja, — gehen wir.“

Lissa löste sich langsam aus dem Fensterahmen. Sie dehnte sich, nahm ihren Hut vom Tisch und trat in das erleuchtete Nebenzimmer.

Eine kleine, zarte Dame, in einem grauen Seidentkleid, einen Spitzenhut auf den weißen Haaren, stand unter der Lampe und zog die Handschuhe an.

„Aber Tante Trude, hier in Ragusa! Niemand kennt Dich, niemand weiß, daß Du das feinste, zierlichste Weib in unserer guten Stadt bist“, sagte das Mädchen lachend, „laß die Handschuhe nur liegen.“

„Wacht der Gemüthsheil, liebes Kind“, und sie lächelte leicht ihr raschelndes Kleid zu.

Das große, schöne Mädchen sah sie drohlich blickend an:

„Tantchen, muß ich den Hut aufsetzen?“

„Besser wäre es — — —“

„Weide Damen hielten plötzlich lautstehend inne.“

Lissa stand vorgebeugt, ihre Hand saßte leicht die Schulter der alten Dame:

„Ah, was ist das?“ stieß sie leise hervor. „Da unten — was für eine seltsame Stimme — und dieses Lied!“

Zeitlos, wie eine ewige Klage, schwebte es im Raum, ward eins mit dem reifen, warmen Sommerabend, schlang sich um die Blütenfülle, zitterte über dem blauen Meer, und leise, leise klangen die Geigen hinein, das Cello, das Cymbal.

Lissa zog ihre Tante mit sich fort, wortlos, erregt — — —

Da unten saßen sie, unter den alten Linden, die vielen Menschen, Damen in hellen Sommerkleidern, Offiziere mit goldenen Treppen, und hinter den kleinen, dicht besetzten Tischen eine dunkle Mauer von Menschen, dazwischen Soldaten und viele Männer in malerischer Volkstracht. Sie alle schwiegen, sie alle hingen an den Lippen des dunkelhäutigen Zigeuners, des Primas.

Seine staubblauen Augen sahen unter gekrümmten Lidern hinweg über die Menschen, der schmale, bronzene Kopf mit dem schräg geschneideten, glatten, rötlich anliegenden Haar, die gerade Nase, der scharf geschnittene Mund, um den ein schmerzlicher Zug lag, die schlanken, braunen Hände, die leicht die Geige hielten und den Bogen führten, der junge, aufrechte Körper — das war so wunderbar, so weit ab vom Alltag, wie ein Traum.

„Ales hielt den Atem an. All die Menschen saßen und standen da unter den alten Linden, neben ihnen rauschte das ewige Meer, und durch sie all zog eine wundersame Traurigkeit, als ob in weiter dunkler Ferne ein verlorenes Glück emporfliege.“

Lissa lehnte an einem Baum, überschauerte von einem eigenartigen Reiz. Das Lied war zu Ende.

Eingr Atemzüge lang blieb alles still. Dann brauste es auf: Zurufe aus rauhen Kehlen, Handklatzchen. Wieder, immer wieder! Der Zigeuner verbeugte sich leicht; sein Zug veränderte sich in seinem schmalen, bronzenen Gesicht. Er nahm keine Geige, prüfte leicht ihren Ton; ließ den Bogen über die Saiten gleiten, und alles verstummte wieder.

Lissa stand in unmittelbarer Nähe des Podiums; die staubblauen Augen des Zigeuners streiften mit ruhigem Blick ihre Schönheit, wie sein Bogen die Geige.

Lissa lächelte es.

Nun sang er wieder. Ein altes, schwermütiges Volkslied. Ein Nymphen von verhaltener Freude durchlief die Menschenmauer da hinten, am

Rande des Lichtkreises. Das Schlagen ihrer schönsten Stunden quoll auf im Herzen dieser braunen Sonnenföhne. Das Lied griff nach ihnen.

Als der Refrain kam, hielt es sie nicht mehr, da fingen sie mit, rauh, leise, gedämpft, wie ein dumpfes heisses Gittern, über dem die göttliche Stimme des Zigeuners schwebte. Seine Augen waren halb geschlossen, schweißten still in die Ferne — nur hin und wieder, wenn von der dunklen Menschenmauer her der Refrain herüber raunte, wie ein Gebet, glitt sie wieder über das schöne Mädchen hin, das da stand, von Licht überglänzt, im weißen Sommerkleid, das herrliche blonde Haar wie ein Strahlentanz, hingestirbt, mit tränenfeuchten Augen.

Dann wieder tosender Beifall, ernst, leichter Dank, und die Zigeuner verließen das Podium. Lissa erwachte, sah um sich, suchte ihre Begleiterin und fand sie im Halbdunkel, an einem kleinen Seitentisch, unweit des Weges, der das Hotel und das alte Kaffeehaus trennte.

„Wunderbar, wunderbar“, folgten dem großen, blonden Mädchen.

„Kind, wie kommst Du Dich nur vorn in das helle Licht stellen! Nimm Dich doch zusammen, Liebbling. So ohne Hut läufst Du daher, direkt auf das zu, was Du sehen willst. Aber so ist es ja immer — — —“

Sie machte keinen Versuch, weiter zu schellen, denn Lissa beugte sich lachend zu ihr herab, küßte ihre Hände und stammelte ein über das andere Mal:

„Ist es nicht wunderbar, ist das nicht wunderbar — — —“

Sie hatte gar keinen Sinn für alles andere.

„Was würden Deine Eltern sagen, Lissa, wenn sie das gesehen hätten? Man hat viel Sorge mit Dir — viel Sorge, liebes Kind, glaub' es mir.“

Sie glättete nachträglich ihr Kleid.

„Aber Tante Gertrud, das ist doch gar nicht nötig. Wir wollen hier unten, an der himmlischen Adria, doch nur sorglos und glücklich sein.“

„Und was sollen wir uns jetzt bestellen“, fuhr sie fröhlich fort, „Eis oder Limonade?“

„Eis, mein Kind.“

Lissa fuhr eindrucklich fort:

„Sieh mal, ich bin doch sonst ein guter Keifemarschall — aber dieses Land hier, diese Sonne, die blaue Adria — immer muß ich „Blau“ hinzusetzen — sie ist so unglücklich, ganz märchenhaft blau — und das bunte Völkergemisch: das heraufst mich einfach. Ich bin wirklich oft ganz außer mir! — Da ist der Kellner! Also Eis, ja, Kellner, Zitroneneis, es ist doch recht so?“

Die alte Dame nickte.

„Und dann denk auch nur das eine, liebste Tante Trude, bald geht's wieder zurück in unsere kalte, steife Bekleidungsstadt; jede Stunde ist geregelt, alles soll wieder einen ganz bestimmten, vernünftigen Zweck haben; Du weißt ja, wie es ist, Du hilfst es ja selbst nicht aus, Du machst Dich ja aus dem Staube, so oft Du nur kannst. Sieh, nun laßst Du wieder! Laß mich nur ruhig etwas vernünftiger. Zu Hause soll das kein Mensch merken. Dann wirst Du Dich wundern!“

Während sie sprach, wanderten ihre Augen umher. Die Zigeuner waren nicht zu sehen.

Der Kellner kam mit dem Eis.

„Also sieh nur, wie vornehm ich bin.“

Lissa saßte den Löffel sehr zierlich und nippte mit übertriebener Vorsicht an dem Eis.

Tante Gertrud lachte. Es packte so gar nicht zu dem blühenden, lebensvollen Mädchen.

„Lissa, da kommt einer von Deinen Zigeunern.“

Wirklich trat ein langer, magerer Mensch, der Bahngänger, mit verbindlichen Lächeln an einen der Nebentische. Er sammelte auf einem Teller Geld ein. Lissa sah ihn erstaunt an; der Zigeuner, in einem Smokinganzug, bewegte sich ganz unbefangenen zwischen den vielen Menschen; er ging von Tisch zu Tisch, verbeugte sich ein wenig, hielt den Teller hin, antwortete höflich auf alle Fragen und hatte offenbar kein Gefühl für das Erniedrigende seines Tuns. Als er auf Lissa zukam, legte sie stumm eine Krone auf den Teller. Der lange Mensch lächelte, daß seine starken, weißen Zähne blühten. Es war ihr peinlich; Menschen, die mit ihrem Spiel ihre Hörer hinrissen, dürften nicht nachher Geld einsammeln.

Aber war es denn der Bahngänger, oder irgendein anderer der Zigeuner, der die Menschen aufwühlte, fesselte? Nein, es war der Primas, der Geiger mit dem vornehm geschnittenen Kopf, der Jüngste unter ihnen, der nicht schwächte und lachte, der stolz beiseite trat, wenn sein Vortrag beendet war.

„Tantchen, ist er auch ein Zigeuner, der Primas?“

„Natürlich, Kind.“

„Er hat ein so schickliches Wesen.“

„Na, er gehört eben zu den Stillen.“

„Wir haben aber bisher nie Zigeuner von seiner Art gesehen.“

„Ja, das ist wahr, er hat etwas Besonderes.“

„Ah, Gott, Besonderes, — liebste

Tante Trude, er hat etwas Antikes, Herbes, etwas von einem jungen Gott, und zugleich etwas von einem resignierten Weltmann. Ich finde ihn wunderbar!“

„Ja, äußerlich, das ist wahr, aber innerlich ist er doch roh und ungebildet, darauf kannst Du Dich verlassen.“ Die zarte Dame lebte sich energisch zurück.

„Gewiß, ungebildet, Schulbildung hat er vielleicht gar nicht, aber deshalb kann er doch ein grundgescheiter Kopf sein.“

„Kann, kann! Laß Dir nur sagen, daß die Menschen mit den interessantesten Gesichtern oft richtige Hohlköpfe sind. Und die Virtuosität auf der Geige beweist doch gar nichts. Sie zeigt Dir nur, daß dieser Zigeuner, wie tausend andere, von kleinster Kindheit auf das Geigenspiel erlernte, als Beruf, wie andere eben jonglieren lernen, oder meinetwegen auch schneitern — sie sind Handwerker.“

„Aber Handwerker reizen uns doch nicht hin, bezwingen uns nicht!“

„Nein, das nicht“, die alte Dame lächelte, „dieser ist eben mehr.“

„Siehst Du, Tantchen, da hab' ich Dich: ein Künstler ist er, nicht wahr?“

„Er kennt keine Noten, ich weiß!“

„Gut, wette nur, das macht ja nichts. Er kann Künstler sein, ohne Noten zu kennen.“

Sie hob abwechselnd beide Hände auf, als die kleine Dame noch etwas sagen wollte: „Tante Trude, Du bist geschlagen.“

„Aber Kind, Du hast ja kaum etwas — von ihm gehört, er begleitet —“

„Ah, da ist er. Wie ernst er aussieht, was für ein nobles Gesicht!“

Der Zigeuner prüfte seine Geige, beachtete das Publikum gar nicht. Ein Herr trat auf das Podium zu und sprach ihn an. Er hörte höflich zu und nickte, dabei lächelte er ein wenig, und so ging es fort, bis er endlich, sehr jung, das Unnahbare war minusteniung ausgetreten. Er wandte sich seiner Kapelle zu und sagte einige Worte. Der Cymbalspieler grünte über das ganze freundliche Gesicht; er ließ seine Zimmetchen leise und schnell über die Saiten gleiten. Dann trat der Primas bis an den Rand des Podiums, auftrat, schloß, gesammelt.

Nur wenige Minuten, und alle Blicke ruhten auf ihm, jedes Gespräch verstummte. Leise, schwebend löste sich eine süße Melodie los, unmitteiler als die vielen Menschen, hielt ihre Herzen gefangen, spielte mit ihnen, lindlich, einfach. Dann tropften Töne hinein, schwer und fremd, wie ein fernes dunkles Flügelgeschlagen, die Süßigkeit oerscheidend. Es flog etwas aus der Tiefe heraus, in strengem Rhythmus.

Lissa starrte gebannt hinüber. Es war ihr, als sollte sie aufstehen und sich langsam drehen — wie im Traume — nach dieser graufam schweeren Weise.

Die Geige rief, forderte, zwang — — — und dann lösten sich die Glieder, die Geige lodte wieder, lodte — — — und alles atmete auf. Ein Zögern, Aufen noch, und nun eine Langweise: erst ein inniges Anschmiegen, zärtlich aufglühend, und — wieder freigehend — neue Leidenschaft; und dann ein frohlockendes Tanzen, ein seltsames, selbstvergessenes Tanzen. Ein Glück, ein Jubeln in allen Zuhörern; glänzende Augen, zärtliche Blicke, leises Hin- und Herwogen.

In voller, rasender Leidenschaft brach der Tanz ab.

Toben, wahnsinniger Beifall.

Der Geiger, der sie alle bezaubert hatte, stand ein wenig bleich da, kühl, fremd. Seine Augen lehrten langsam zurück. Sie hatten etwas anderes gesehen, ferne Bilder. — Kein Lächeln erhellte sein stolzes Gesicht, er nahm seine Geige und begann eine Operettenmelodie, die jeder Zunge auf der Straße pfiß.

Lissa war augenblicklich ernüchert, sie drängte zum Fortgehen.

„War er nicht doch ein richtiger Zigeuner, Lissa?“

„Ja, das dürfte er nicht tun.“

„Aber ich gebe es Dir zu, er ist ein begabter Mensch.“

„Ja, ja — — —“

„Morgen gehen wir wieder hin.“

„Ja, Tante Gertrud.“

Die banale Melodie, die ihnen folgte, schmerzte sie.

Zweites Kapitel.

Am anderen Morgen strahlte die Sonne wieder von einem wolkenlosen Himmel herab, wie all diese leuchtenden Wochen. Lissa van de Sandt und ihre Tante standen auf einem Balkon des „Grand Hotel Imperial“ und blickten in das unendliche Blau. Auf dem Tisch lagen die Briefe aus der Heimat, die Zeitungen.

Tante Gertrud trug ihr hübsches, weißes Morgenkleid, und der Kellner brachte auf einem großen Tablett das Frühstück herein, stellte es auf dem Balkon zurecht und entfernte sich leise. Die Damen setzten sich in die bequemen Korbstühle. Lissa schenkte ihrer Tante den See ein. Sie war still, ein wenig verkommen. In unruhige Träume hinein hatte sie das schwermütige Lied des Zigeuners verfolgt. Ihre großen, dunkelblauen Augen sahen über die alten Linden hinweg auf das weite Meer. — — —

Möchtest Du alles hinwegnehmen, das sie, herrliche Weite, alles, und

mir nur die sonnenschloße Seligkeit dieser langen Sonntage lassen. Möchte ich über Dich hinweggetragen werden auf irgendeine glückliche Insel, wo es nur eine reine, blühende Natur gibt, wo keine hergeköchelten Formen und Buchstaben beschneiden, einengen und erdrosseln.

„Kind, Du bist so still.“

„Ach, ich bin glücklich! Sieh nur die leuchtende Stadt, die Schwalben und das Meer. Ich möchte immer hier bleiben, hier unten in Dalmatien. Ich liebe das alles“ — Lissa machte eine weite Bewegung mit der Hand — „auch das Steingeröll, das Karstgebirge, die ganze Sprödigkeit dieser sonnendurchglänzten Landschaft. Es hat so etwas Weltfernes. Denk nur an Trau. Was ist nicht unfaßbar schön? Und so ganz fremdartig. Ich hätte gleich oben bei den Ruinen bleiben können, in einem kleinen Hause wohnen und mit Kindern in der Sonne spielen.“

„Aber ich hoffe doch, Dein kleines Haus wäre echt norddeutsch sauber gemessen, und die Kinder und auch Du selbst — — —“

„Ich selbst, Tantchen, ich würde so eine lose Jade tragen, bunt gestrichelt, einen kurzen Rock und berbes Schuzeug, und mein Haar — — —“

„Ja, Dein Haar hättest Du schön flechten und um den Kopf flechten müssen. Die Leute haben hier auch ihre Regeln! Du solltest mal sehen, wie sie Dich verachten würden, wenn Du es etwa freihängend tragen wollest.“

„Ich glaub' es schon, und schöne einsame Inseln gibt es wohl nicht, was?“ sagte Lissa lachend.

„Hier an der dalmatinischen Küste? Einsam, ja. Schön? Sicher nicht. Das ist ein herbes Land. Nur einige Plätze, sowie hier Ragusa, das sind Perlen, die zeigen uns, wie paradiesisch Dalmatien sein könnte und sicher einstmals war.“

„Und doch ist alles hier so schön, auch die steinige Einsamkeit.“

„Liebes Kind, ich denke immer, dieses trostlose Karstgebirge gerbricht dem die Seele, den das Leben schon elend gemacht hat, aber der, der sich so frisch und frei und jung fühlt wie Du, den macht es nur noch freier und fröhlicher.“

„Und Du, Tante Trude?“

„Ich? Gott, Kind, das ist eine lange Geschichte. Das Leben ist mir nicht so glatt dahingeflossen. Das erzähle ich Dir vielleicht später einmal, viel später — jetzt freue ich mich mit Dir an all dem Herrlichen, was uns jeder neue Tag bringt; aber allein hier sein, — nicht in Ragusa, in Dalmatien überhaupt — das könnte ich nicht. — Doch wir wollen nicht über so etwas sprechen: lies doch mal Gretes Brief, der liegt noch uneröffnet neben Dir.“

„Ja, wenn Du erlaubst, gern, ich hätte ihn fast vergessen, ich weiß auch, was er enthält.“

Beide lächelten.

„Liebesgeschichten, ja, ich weiß.“

Lissa entfaltete den langen Brief.

Meine liebe Lissa!

Heute wirst Du etwas besonderes hören, setz Dich nur bequem zu. Ich erzähle Dir die Geschichte der Verlobung, und dann ein frohlockendes Tanzen, ein seltsames, selbstvergessenes Tanzen. Ein Glück, ein Jubeln in allen Zuhörern; glänzende Augen, zärtliche Blicke, leises Hin- und Herwogen.

In voller, rasender Leidenschaft brach der Tanz ab. Toben, wahnsinniger Beifall.

Der Geiger, der sie alle bezaubert hatte, stand ein wenig bleich da, kühl, fremd. Seine Augen lehrten langsam zurück. Sie hatten etwas anderes gesehen, ferne Bilder. — Kein Lächeln erhellte sein stolzes Gesicht, er nahm seine Geige und begann eine Operettenmelodie, die jeder Zunge auf der Straße pfiß.

Lissa war augenblicklich ernüchert, sie drängte zum Fortgehen.

„War er nicht doch ein richtiger Zigeuner, Lissa?“

„Ja, das dürfte er nicht tun.“

„Aber ich gebe es Dir zu, er ist ein begabter Mensch.“

„Ja, ja — — —“

„Morgen gehen wir wieder hin.“

„Ja, Tante Gertrud.“

Die banale Melodie, die ihnen folgte, schmerzte sie.

sagen wie: „Großmutter Kerkerin, liebe Großmutter Kerkerin!“, und sie verstand mich auch ganz gut und sagte: „Liebes Kind, kleine Gretel, hast Du den Rudolf wirklich so lieb?“ „Ach ja!“ „Wie lange hast Du Euch denn schon lieb?“ „So“ lange ich denken kann“, sagte ich, und sie darauf: „Wie lange ist das denn schon?“ „Wohl zehn Jahre“, sagte ich. „Nun“, meinte Großmutter Kerkerin, „dann hast Du aber früh mit dem Denken angefangen, Du bist doch erst siebenzehn Jahre.“ „Ich werde in zwei Monaten achtzehn“, sagte ich. Da klopfte sie so recht zärtlich auf meine Hand und sagte: „Na, und Rudolf ist nun dreizehnjährige Jahre alt, und was meinst Du, wenn ich so einem alten Liebespaar nun Sandhagen übergebe, mitamt dem alten Inspektor Niemann und der Mamsell?“ Wir waren ganz außer uns. Sandhagen, um das der Streit doch entbrannt war! Sandhagen, das uns von Kerkerin trennte! Nein, beschreiben kann ich Dir diese Stunde nicht! — — —

Dann tranken wir noch Kaffee aus dem geblühten Service, Du kennst es ja, und Lissette brachte Gierkluchen herein und nidte uns immer so freundlich zu, und als sie abgetragen hatte, sagte Großmutter Kerkerin: „Nun gehe nach Hause, mein Kind, man wird Dich schon vermisst haben, bestell den Eltern schöne Grüße von mir und Dein Vater möchte noch zu mir kommen.“

Rudolf brachte mich bei hellem Tageslicht bis vor unsere Haustür! Ich ging geradeaus auf Pappas Arbeitszimmer zu, da ruft mich Mama. Sie kam, zum Ausgehen angezogen, aus dem Schlafzimmer. Ich ließ sie gar nicht zu Worte kommen, ich sagte, bitte, komm doch schnell mit zu Papa, ich muß Euch etwas Wichtiges erzählen. Na, die dachten natürlich an Dich und Lissette Westertagen; als ich dann meinen Auftrag ausführte und gleich hinzufügte, Großmutter Kerkerin will Rudolf und mir Sandhagen überlassen wir haben uns lieb und wollen bald heiraten, da kannst Du Dir die Ueberstufung denken! Papa sagte, wie er es so oft tut, „na, das ist ja, na, das wäre!“ und Mama sagte sehr streng: „Und das hast Du Deinen Eltern verheimlicht? Vor fast drei Jahren habe ich es Dir verboten, mit Rudolf Kerkerin zu verheiraten. Drei Jahre lang hast Du uns hintergangen?“

Die ganze Unterhaltung kann ich Dir nun nicht wiedergeben. Schließlich zog Papa aber seinen langen schwarzen Rock an, setzte den Gehänder auf und ging zu Großmutter Kerkerin hinüber. Mama war immer noch recht ernst, aber auch sie lenkte schon etwas ein, und gegen Abend kam der unnütze Junge, der Rudolf, wirklich mit Papa zu uns und machte Mama den Hof, schlümmerte als jemals mir, und nun bin ich seine Braut — sieh Dir das Wort nur mal genau an: seine Braut; aber wir halten die Verlobung geheim, bis Rudis Eltern zurückkommen, und das kann noch lange dauern. Sie sind erst einige Tage fort, und sie wollen bis zum Herbst bleiben. Im Mai heiraten wir, das ist schon abgemachte Sache!

Tausend innige Grüße für Dich und die liebe Tante Trude, auch von Rudolf natürlich!

Deine getreue Grete.

„Tante, unsere kleine Grete hat sich nun doch mit Rudolf Kerkerin verlobt! Hier lies den Brief.“

„Lissa, wo Kerkerin und von de Sandts sich nicht mehr kennen wollten!“

„Und doch hat sie es fertig gebracht, hier hast Du den Brief. Und wenn Du es nun erlaubst, gehe ich ein wenig hinaus zeichnen, Du wollest ja korrespondieren.“

„Gewiß, Kind. Freust Du Dich garnicht?“

„Aber sehr freue ich mich! Gretel ist ja ohne ihren Rudolf garnicht denkbar, und Rudolf ist so ein lieber, treuer Bursche. Sie passen beide so recht aufs Land. Du wirst sehen, sie werden ein vorbildliches Ehepaar.“ Lissa lächelte ein wenig überlegen. „Ich freue mich riesig, am meisten aber eigentlich über die alte Großmutter Kerkerin. Sie überläßt ihnen Sandhagen! Sie konnte über Sandhagen verfügen, sie ganz alleine. Sie hat es rechtmäßig gerührt, Mutter ist ja zwar anderer Meinung, aber das ist ja nun alles gleich; Großmutter Kerkerin wird schon den richtigen Weg gefunden haben, alle zu befriedigen. Das ist eine Kluge, und sehr liebe Frau.“

Während sie sprach, ging sie schon in das andere Zimmer hinüber. Viele Gedanken umschwirrten sie. Daß Grete und Rudolf sich einmal heiraten würden, hatte sie erwartet. Nun hatten sie ihr Ziel ungeahnt früh erreicht, das war erfreulich — aber schmerzhaft: war es ein so großes Glück?

Sie würden nach Sandhagen gehen und die Wirtschaft erlernen, gesunde Kinder haben, und alle die Sorgen und Freuden des Familienlebens durchstehen.

„Aber da fehlte etwas, gerade das fehlte, was Lissa für sich forderte: das große, starke innere Erleben, das uns aus uns selbst und aus all den vorgezeichneten Bahnen heraushebt, das Schicksal, das uns fassen läßt, hier stehe ich, ich kann nicht anders — und wenn die ganze Welt gegen uns wäre.“

Lissa betrachtete sich im Spiegel, sie setzte ihren großen weichen Hut auf. Der kurze, hellblaue Leinentrock umspannte ihre schöne, kräftige Schlantheit, die dünne, weite Mullbluse zeigte ihre gefundene, zarte Haut. Um den Hals hing eine lange Bernsteinkette. Lissa sah sich gerne. Sie wußte, daß sie schön war, wußte es, wie etwas Selbstverständliches, das man nicht erwahnt. Sie war für ihre Schönheit dankbar. Sinnend betrachtete sie sich und polierte ein wenig die Nadel. Zartrosa sahen sie aus neben der bräunlichen Farbe der sonnenverbrannten Hände. Die Ringe blinzelten bunt und warm auf den feinen Fingern, es waren Erbstücke, merkwürdig gefasste farbige Edelsteine.

Ihre Gedanken wanderten in die Heimat. Professor Westertagen! Sie hatte ihn fast vergessen. Wie die Eltern nur Gesellen an ihm finden konnten! Er war ein Regierungsassessor, wie alle anderen, manchmal schien es ihr, als sei er so recht eigentlich der Typus eines Regierungsassessors. Wer weiß, vielleicht auch ein ganz lieber Kerl, sicher gescheiter als Rudolf, aber nicht so fröhlich und herzlich. Professor Westertagen — sie konnte ihn sich gar nicht vorstellen, hier in Dalmatien. Zu Ragusa, ja, vielleicht, aber in Sebenico, diesem Felsenfest, auf Curzola, in den engen Gassen, in denen die zum Tropfen aufgehängte Wäsche flattert, oder vor einem kleinen Alberg in Trau? — ganz unmöglich! — Er sagte eben in die Regierungsbauhütte, paßte so gut hinein, daß er zu einer komischen Figur wurde, wenn man sich vorstellte, er hätte die prachtvolle montenegrinische Volkstracht angelegt.

Lissa lächelte.

Aber ich, ich könnte sie schon tragen, die schöne Tracht, dachte sie, und ganz unvermittelt sah sie den Zigeuner mit seiner Geige, dem raffigen Kopf und den schlanken Gliedern.

Langsam stieg sie die Treppe hinauf, um den verließ das Hotel. Draußen war eine gläserne Hölle. Der Himmel war so weit, so tiefblau, und über die Mauern prangten die blühenübersäten Dauenerbäume, Blütenbüschel, vom milchigen Weiß über ein warmes Gelb bis zum glühenden Rot hinübergleitend, in allen Schattierungen.

Lissa ging die prächtige Straße entlang, das Stizzenbuch in der Hand. Da kamen Gelfreier in ihrer bunten Tracht, Frauen aus dem Volk, Wagen mit Früchten und Gemüsen, Jüge von Soldaten in hellblauer Uniform, schmutzige kleine Buben, Ziegen vor sich hertreibend: eine ganze Reihe leuchtend farbiger Bilder, die Lissa immer wieder voll hoher Freude genoh.

Sie mußte zur Seite treten, dicht an das Geländer hinan, weil die elektrische Bahn, die hin und wieder die Schönheit dieser Straße zerriß, hier knapp neben dem schmalen Fußsteig vorbeifuhr.

Zu gleicher Zeit sprang ein Mann, den sie bisher nicht bemerkt hatte, vor der Elektrischen her auf den Fußsteig. Er stand neben ihr und sah sie an. Es war der Primas.

Als die Wagen vorbei gefahren waren, kam gleich ein langer Zug Soldaten. So standen sie wartend nebeneinander. Einem schnellen Impulse folgend, wandte sich Lissa an den Zigeuner.

„Sie haben gestern abend wunderbar gespielt. Werden Sie noch lange in Ragusa bleiben?“

„Wohl leicht — wir bleiben hier, solange die Menschen zu uns kommen.“

Er stand mit dem Hut in der Hand neben ihr, er sah frisch und jung aus. Seine Sprache hatte etwas Fremdländisches, leicht Unbeholfenes.

„Ich dachte, der Besitzer des Cafes hätte Sie engagiert.“ Sie errödete, während sie sprach, es schien ihr so erniedrigend für ihn, daß ein Kaffeehausbesitzer ihn engagieren könnte, und sie schämte sich, so etwas gesagt zu haben.

Der Primas blieb ganz unbefangenen.

„Nein, wir spielen einmal hier, einmal da.“

Um etwas Freundliches zu sagen, fragte sie ihn:

„Woher kommen Sie denn jetzt?“

„Aus Sebenico.“

„Ist möglich!“

Das entfuhr ihr gegen ihren Willen; Sebenico, dieses alte Felsenfest! Wie konnte er dort spielen!

„Sebenico mag ich gern, ich kenne es gut, war schon oft dort.“

„Und wo ist Ihre Heimat, wo sind Sie geboren?“

„Oh, — er lächelte — und wies mit der Hand zu den Bergen hin. — „Heimat? da hinten, hinter den Bergen, und viel weiter. Ein kleines Dorf an der rumänischen Grenze, in Ungarn, dort bin ich geboren.“

„Aber da fehlte etwas, gerade das fehlte, was Lissa für sich forderte: das große, starke innere Erleben, das uns aus uns selbst und aus all den vorgezeichneten Bahnen heraushebt, das Schicksal, das uns fassen läßt, hier stehe ich, ich kann nicht anders — und wenn die ganze Welt gegen uns wäre.“

Lissa betrachtete sich im Spiegel, sie setzte ihren großen weichen Hut auf. Der kurze, hellblaue Leinentrock umspannte ihre schöne, kräftige Schlantheit, die dünne, weite Mullbluse zeigte ihre gefundene, zarte Haut. Um den Hals hing eine lange Bernsteinkette. Lissa sah sich gerne. Sie wußte, daß sie schön war, wußte es, wie etwas Selbstverständliches, das man nicht erwahnt. Sie war für ihre Schönheit dankbar. Sinnend betrachtete sie sich und polierte ein wenig die Nadel. Zartrosa sahen sie aus neben der bräunlichen Farbe der sonnenverbrannten Hände. Die Ringe blinzelten bunt und warm auf den feinen Fingern, es waren Erbstücke, merkwürdig gefasste farbige Edelsteine.

Ihre Gedanken wanderten in die Heimat. Professor Westertagen! Sie hatte ihn fast vergessen. Wie die Eltern nur Gesellen an ihm finden konnten! Er war ein Regierungsassessor,